

Das Gebäude der Universität Jena

Autor(en): **Röthlisberger, Hermann**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die schweizerische Baukunst**

Band (Jahr): **3 (1911)**

Heft 23

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-660268>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Gebäude der Universität Jena

„Was Jena ist, ist es durch seine Universität“, so beginnt Borkowsky, der gewiegte Kenner des Humanismus, sein Werk „Das alte Jena und seine Universität“, Jena, Eugen Diederichs 1908. Wer die Geschichte dieses thüringischen Städtchens verfolgt, wer das Jena von heute kennt, der wird diese Aeußerung als Motto anerkennen. Die Jenenser Hochschule, in den ersten stürmischen Tagen der Reformation 1548 gegründet, eine Hochburg lutherischer Gesinnung, eine Stätte stiller, freier Arbeit durch Jahrhunderte hindurch, ein Stellbühnen der begeisterten Jugend, der Sammelpunkt deutscher Geisteswelt in edlem Wettstreit mit den Großen des nahen Weimar. Zahlreiche Tafeln in mancherlei Gestalt an den Fassaden der wenigen Häuser angebracht, geben Kunde vom Verweilen hervorragender Gelehrten, die Führer, Helfer geworden in den schwersten Tagen des Deutschen Reiches. Der Sinn

des vorangestellten Satzes wird lebendiger, wenn wir mit eigenen Augen sehen, wie noch heute im 20. Jahrhundert die gesamte Bevölkerung des Städtchens, die Honorationen neben den Arbeitern des großen Zeißwerkes, der Schottischen Glasbläserei, die Philisterin samt Kind und Regel lebhaftesten Anteil nehmen an allen studentischen Angelegenheiten, seien es ernste Feiern, ulkige Umzüge, die den Auditorien des rector magnificentissimus Kämmer Karl ihre Organisation verdanken oder miternächtliche Ansprachen an den stetsfort großmütigen Hannfried mitten auf dem Marktplatz.

Eines fehlte noch. Die Hochschule hatte keinen festen Wohnsitz. Früher im Paulinerstift, später im Kollegiengebäude am Fürstengraben untergebracht, verschiedenste Kollegien in den Privathäusern der Gelehrten gelesen, ich hörte ein Kolleg über die klassischen Zeiten der Renaissancekunst in einem Tanzlokal, so behalf man sich durch Jahre hindurch. Heute ist auch diese Frage gelöst. Jena besitzt ein großes Universitätsgebäude. Dies ist eine Tatsache, die an und für sich nicht rechtefertigte, an dieser Stelle erwähnt zu werden. Die Lösung der Bauaufgabe, aus einem Wettbewerb siegreich hervorgegangen, durch Professor Th. Fischer, München, suchte in der architektonischen Erscheinung der Gesamtanlage den Grundgedanken der Entwicklung Jenas festzuhalten. Sie suchte dem neuen Gebäudekomplex innerhalb der Stadtanlage eine Stellung zu verleihen,

die einmal das Dominierende, heißt nicht stolz Reservierte, betont, daneben aber nicht außer Acht läßt, auch in einer weisen Ausgestaltung des Baulichen zu betonen, daß die Hochschule ein stetsfort lebendiges, gewichtiges Organ der gesamten Siedlung gewesen und in diesen Tagen noch als solches dasteht. Wenn man heute vom Fuchsturm talwärts steigt, von der Schweizerhöhe her oder vom Turm der Stadtkirche herabschaut, so erfaßt man unwillkürlich das neue Universitätsgebäude an der Stelle des alten Schlosses als den Kern der Stadt. Und dies mit einer Selbstverständlichkeit, für Uneingeweihte wohl mit noch größerer Sicherheit, als ob dieses Ganze, die kleine, in der Mulde eng gedrängte Stadt, mit ihren wenigen Gassen, mit der alten Stadtkirche, der großen Anlage der Hochschule um zwei Höfe, bekrönt vom massiven Turme seit Jahr und Tag da gestanden, in den Tagen instinktiv guter städtebaulicher Entwiclung geschaffen worden wäre. Wieder einmal, und das ist's was uns so freudig stimmt, was uns vielleicht

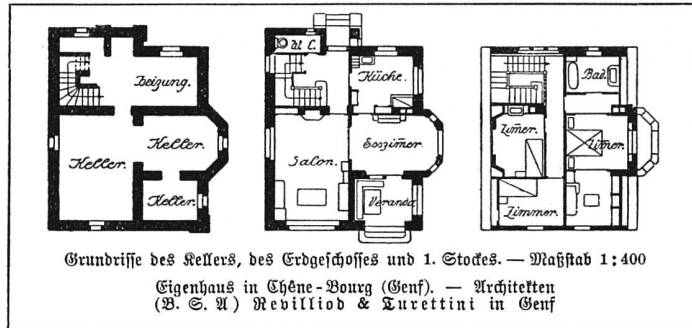
berechtigt, auch an dieser Stelle von dieser Freude Zeugnis abzulegen, ein Bauen in einem höheren Sinne, eine Gestaltung, die auf ein Ganzes hinarbeitet. Der öffentliche Bau, als der Sammelpunkt des Geisteslebens, als das Treibende, Rich-

tunggebende, Regierende, auch im Stadtbild klar zum Ausdruck gebracht.

Wer die Gassen Jenas abschreitet, begegnet in der Fassadengestaltung der einzelnen Häuser, in der äußern Gestaltung der Stadtkirche dem Ausdruck sachlich schlichter Art. Diesem Umstande galt es Rechnung zu tragen im neuen Schaffen, das weniger im Schmückenden seine Bestimmung suchte, als in der Bemessung der großen Baumasse, in einer geschmackvollen Aufteilung, in einer sichern Gliederung der gewaltigen Fassaden. Ein heterogenes Gebilde, Hörsäle, Bibliotheken, Sammlungen, das archäologische Museum, mußte unter einen Hut gebracht werden. Wer die Entwürfe Fischers, das Modell zu der Konkurrenz in Erinnerung behielt, der kann heute vor der Ausführung eine bemerkenswerte Wandlung der Lösung, ein Wachsen des Meisters in der Förderung der Aufgabe bemerken.

Aus einem deutlichen Anklingen an Deutscherenaissance-Motive heraus fand Fischer im Aufbau der vier Fronten, im kühnen Schwung der breitschultrigen Giebel, in der Durchgestaltung der großen Turmhaube, in der Konzentration des Schmuckes auf wesentliche Stellen, Portal, Aufgänge, Hofinterieurs einen

(Fortsetzung auf S. 325.)



neuen Typus eines Lehrgebäudes, eines öffentlichen Baues. Dieser interessante Vergleich ist auch Ferner-
stehenden ermöglicht in den vorzüglichen Publikationen: Die neue Universität zu Jena, erbaut von Th. Fischer, mit Einführung von Max Osborn, verlegt bei Eugen Diederichs, Jena 1908; Dr. Gustav Keyßner, Das Gebäude der Universität in Jena, Sonderdruck des Profanbau, Leipzig, die ausgezeichnet sind durch die vielen Großaufnahmen, Detaildarstellungen, farbigen

Paßstillskizzen mit dem Stimmungsgehalt des betreffenden Raumes. Ueber die in wenigen Stellen konzentrierte, reiche künstlerische Ausstattung in Wandgemälden, Plastik, Reliefs berichten ebenfalls technisch gelungene Reproduktionen, unter denen wir Schweizer nur das großangelegte Fresko Ferdinand Hodlers: Auszug der Jenerer Studenten in die Freiheitskriege (wohl aus verlagsrechtlichen Gründen verunmöglicht) vermissen.
Hermann Röhrlisberger.

Schmücken und Gestalten.

Heute, wo sich langsam, sehr langsam die Einsicht durchzusehen beginnt, daß die Künste, soweit sie sichtbar bilden, viel weniger schmückende als gestaltende Aufgaben und Ziele haben, empfinden wir jede Betätigung verdoppelt innerstrießlich, die vermeint, Kunst irgendwie als Dreingabe „hinzutun“ zu können zu etwas, was von Hause aus unkünstlerisch, unsachlich und nicht werkgerecht gestaltet ist.

Ich trete in eine Mietswohnung und überlege, was draus zu machen wäre. Die Zimmer sind

im Verhältnis zu Breite und Tiefe überhoch, die Palastfenster sitzen schematisch in der Wand und fressen übermäßig viel Fläche, die Doppeltüren (hochherrschaftlich) schluden ein weiteres Teil, und die überladenen Stuckdecken bedräuen den irrenden Blick von oben her. Was ist da zu machen? Der unbefangene Zeitgenosse weiß das genau: Schmücke dein Heim: ruft er mit dem Brustton der Ueberzeugung, und unverweilt packt er seine sieben Sachen aus und stopft sie hinein in die Winkel, stopft er die Stuben hübsch voll, bis sie ihm „gemütlich“ erscheinen, bedeckt er jeden freien Fleck mit irgendwelchen „künstlerischen“ Rinkerlitzchen und freut sich gebührendermaßen. Wer aber nicht soviel Gemüt hat wie er, der sagt sich still: nichts zu machen! Denn diese Mauerlöcher sind gestaltlos, und kein Schmuck kann ihre Ungehalt je ganz vergessen machen.

Oder aber: ein Bebauungsplan für eine Dorfgemeinde, die sich städtisch erweitern will, wird unter beträchtlichen Kosten vom Geometer ausgerechnet und wird, wie die Dinge juristisch amtlich zumeist liegen, behördlicherseits nicht wesentlich angefochten, sondern genehmigt, genehmigt, genehmigt. Zeigt sich dann, daß das hübsche Nest in seinem neuen Teile, wie mähslich Straße um Straße,

Baublock um Baublock entsteht, fürchterlich veroddet und alle persönliche Form verliert, so sagen die Bürger, denen man das sagt: na wie denn? Und überhaupt: haben wir denn nicht unseren Verschönerungsverein? Und der Heimatschutz ist auch dabei ein echtes imprägniert heimatliches Denkmal zu bereiten — er geht herum und sammelt schon. Schmücke deine Heimat, solange bis sie voll ist und überläuft. Und nun sag

einer, wir täten nichts für die Kunst!

Der Künstler wiederum, der zum Schmücken berufen wird, zermartert sich das Hirn, um wenigstens das Gestaltlose, das Verunstaltete gnädig zu

überdecken; es vergessen zu machen dadurch, daß er ablenkt auf einen neuen Akzent hin und durch ihn. Wo sich um geschlossene, räumlich zusammenfaßbare Aufgaben handelt, mag das gelingen. Wo aber nur „Schmuck“ verlangt und gestattet wird, wird auch das schönste Denkmal keinen schlechten Platz gut machen; wird kein gutes Grabmonument einen grausam nüchternen Friedhof zu einem halbwegs erträglichen Aufenthalt umgestalten; wird keine monumentale Brücke ein historisches Stadtbild retten können, wenn dieses Bild selber vom Zahn der Neuzeit beträchtlich angefressen ist.

Alles künstlerische Schaffen beruht auf der Gestaltungskraft des Künstlers, des Individuums — so lautet der alte Satz. Alle Wirkung der Form aber, die im Raume lebt, ist immer an eine Gesamtwirkung gebunden. Der Entstehung nach ist die Form individuell, in der Wirkung ist sie sozial gebunden und soziologisch bedingt. Das ist der Nachsatz, der uns jetzt mehr zu schaffen macht, als die ewigen ehernen Gesetze der Schönheit, die säuberlich in den dicken Büchern stehen.

Darum ist es so ungeheuer wichtig, daß die weiten

